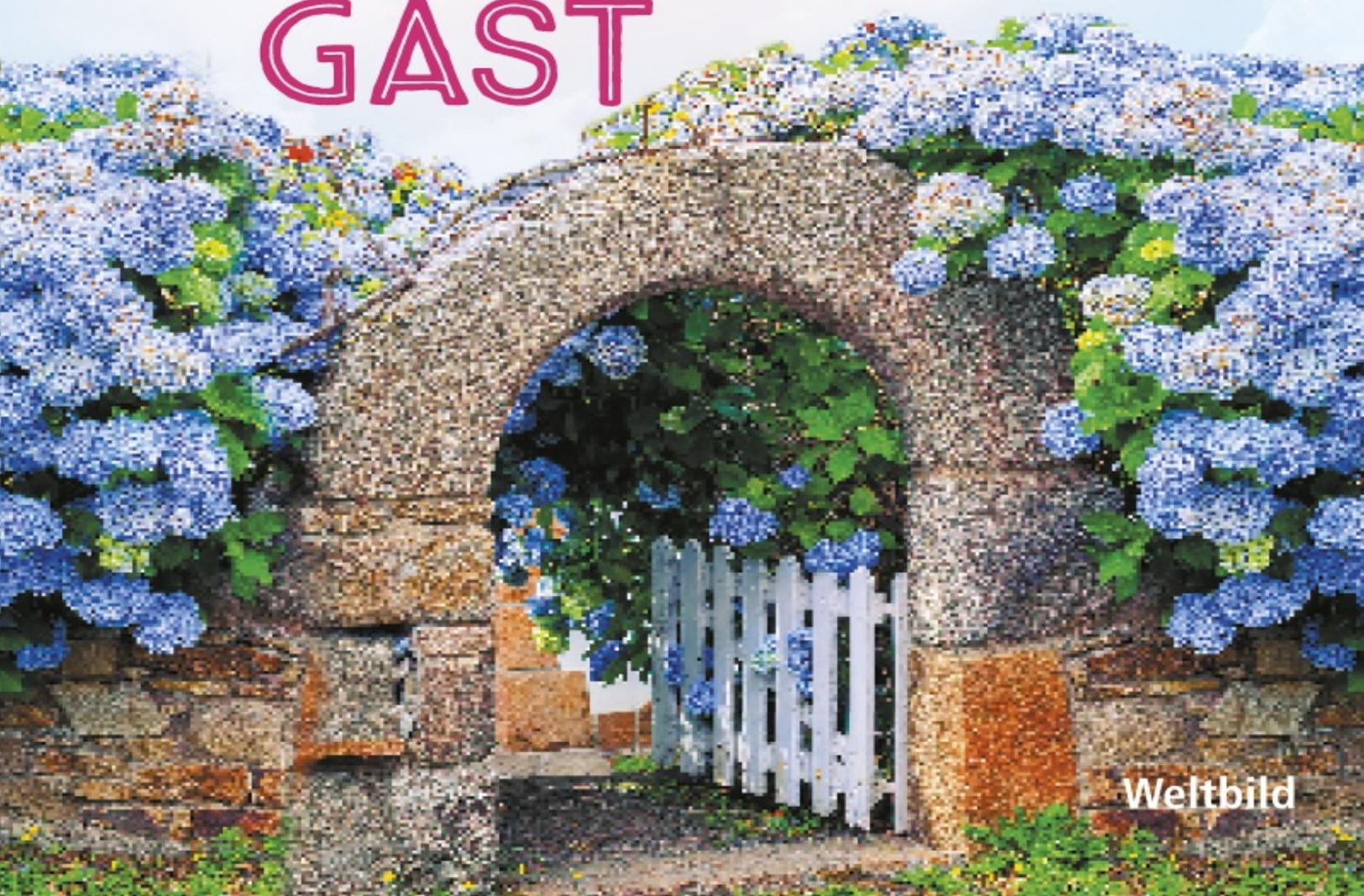


UTTA DANELLA

Der GARTEN der
TRÄUME

Der
WOCHENEND-
GAST



Weltbild

Eine echte Danella – Geschichten, die das Leben schrieb, dramatisch, einfühlsam und bewegend.

»Nie mehr, nie mehr würde er dorthin zurückkehren. Er war vertrieben aus dem Garten der Träume, die Geliebte hatte ihn verraten und verlassen, aber er hatte schon Abschied genommen, Zorn und Verzweiflung waren vergangen, er empfand nur noch die leise Wehmut, mit der man zurückblickt auf ein verlorenes Paradies ...«

Die Anthologie umfasst zwei Erzählungen: Der Garten der Träume und Der Wochenendgast.

Die beiden Erzählungen wurden verfilmt: Der Wochenendgast unter dem Titel Mit Dir die Sterne sehen, Garten der Träume unter dem Titel Sturm am Eehimmel.

Utta Danella

Der Garten der Träume / Der Wochenendgast

2 Romane in einem Band

Weltbild

Die Autorin

Utta Danella (Utta Denneler) wurde am 18. Juni 1920 in Leipzig geboren. Mit 14 Jahren verfasste sie heimlich ihren ersten Roman, zudem nahm sie Schauspielunterricht – sie träumte davon, Schauspielerin oder Musikerin zu werden. Nach dem Abitur musste sie ein begonnenes Studium aus Geldmangel aufgeben. Anschließend arbeitete sie für kurze Zeit als Mannequin, sowie für Radiosender und Zeitungsverlage, zudem schrieb sie Kurzgeschichten. Anfang der 50er Jahre heiratete sie Hermann Schneider. Mit ihm kam Utta Danella nach München, wo sie 1956 vom Verleger Franz Schneekluth entdeckt wurde. Damit begann ihre Karriere als Schriftstellerin, die dank ihrer weltweit vorhandenen Fans bis heute andauert. 1999 wurde Utta Danella für ihre Verdienste um die deutsche Literatur zudem das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen. Die beliebte Autorin verstarb 2015 in München, im hohen Alter von 95 Jahren.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright © 2019 by Erbgemeinschaft Utta Danella (www.uttadanela.de)

Die deutsche Erstausgabe der Erzählungen Der Garten der Träume und Der Wochenendgast ist in dem Erzählband Der Garten der Träume 1990 im Heyne Verlag erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München, www.ava-international.de

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-067-8

DER GARTEN DER TRÄUME

Als Thomas den Garten entdeckte, war er dreizehn Jahre alt. Es war im Sommer. Von der Straße aus sah man nur hohe Bäume und dichtes Grün, das über die Mauer wucherte, und an der Stelle, wo die Mauer zerstört war, hatten die Büsche die Öffnung fest verschlossen, noch dichter waren sie hier gewachsen, höher als die Mauer.

Es war seltsam, dass es in dieser teuren Gegend ein Grundstück gab, das nicht bebaut war. Dieses Stück, das die Mauer von der Straße abschloss, schien man vergessen zu haben. Rechts und links von der Mauer, auch auf der Straßenseite gegenüber, standen ein- und zweistöckige Gebäude, teils hübsche alte Häuser, teils Neubauten. Es gab keine Läden in dieser Straße, doch eine Anwaltskanzlei und eine Arztpraxis, wie die Schilder auswiesen, und in einem der größeren Häuser einen Verlag. Die Straße endete in einer Grünanlage.

Thomas kam manchmal auf dem Heimweg von der Schule durch diese Straße, obwohl es ein Umweg war. Er ging immer hier, wenn er allein von der Schule heimgehen wollte, ohne seinen jüngeren Bruder und ohne Jungen aus seiner Klasse. Er war gern allein. Er suchte das Alleinsein, vielleicht deswegen, weil er zu Hause nie allein sein konnte.

An der Mauerlücke blieb er einige Male stehen, bog die Zweige auseinander und versuchte, in das verborgene Land hineinzuspähen. Nichts rührte sich darin. Eines Tages drang er durch die Lücke, zwängte sich durch dichtes Gesträuch, nachdem er sich vorsichtig umgesehen hatte, ob niemand ihn beobachtete.

Er kam in einen verwunschenen Garten, den seit Jahren kein Menschenfuß betreten hatte. Hoch und dicht wuchs das Gras, wilde Blumen blühten dazwischen, tief hing das Laubdach der Bäume und in den Bäumen und Büschen gab es so viele Vögel, wie er nie zuvor gesehen hatte. Der Garten war nicht groß, bald stand er vor der Ruine der zerstörten Villa. Einige Mauern standen noch, ein paar Fensterhöhlen waren wie Bilder, der Himmel und das Grün des Gartens schienen darin gemalt. Trümmer und Gesteinsbrocken lagen herum, überwachsen von Gras und Moos. Nur der Sommer wohnte hier, er hatte sich breitgemacht und residierte wie ein König.

Thomas glaubte nie den Himmel so blau, das Gras so grün und so herrliche Blumen gesehen zu haben. Und nirgends hatten die Vögel so wundervoll gesungen.

Er war begeistert von seiner Entdeckung. Nach Jungenart schlich er wie ein Indianer vorsichtig durch das Gelände, umging den Häuserrest, stöberte umher und fand sogar ein paar verblichene, morsche Möbelstücke und einen Sessel mit aufgerissenem Polster. Er schien der erste Mensch zu sein, der seit vielen Jahren dieses Grundstück betrat. Die versunkene Einsamkeit des Platzes, die Stille und gleichzeitig die Unheimlichkeit der Ruine wirkten erregend auf ihn und weckten gleichzeitig ein Entzücken, wie er es noch nie empfunden hatte. Sofort ergriff er Besitz von dem Platz. Es war eine Insel, die er erobert hatte und die ihm gehörte. Ein eigenes Land, in dem er der Herrscher war. Aber ein Land, in dem er allein bleiben wollte; er dachte nicht daran, seinen Bruder oder die Schulkameraden an dem Geheimnis teilhaben zu lassen. Sie würden den süßen Frieden des Ortes stören mit ihren wilden Spielen und ihren lauten Stimmen. Sie würden die

Ruine zu einer Räuberburg erklären und mit Geschrei durch die Büsche brechen und die Stimmen der Vögel zum Schweigen bringen. So etwas liebte Thomas nicht. Er war ein stilles, ernstes Kind, wirkte manchmal fast ein wenig bedrückt und unglücklich, obwohl kein Grund zu erkennen war, warum er nicht so laut und fröhlich sein sollte wie die anderen. Es war wohl sein Wesen. Oder wie sein Vater sagte: das Erbteil seiner Mutter.

Dass seine Mutter tot war, blieb der große, unvergessene Kummer im Leben des Jungen. Und weil er zu niemandem davon sprechen konnte, überwand er ihn auch nicht. Seine Eltern waren geschieden worden, als er noch ganz klein war; bei der Mutter war er aufgewachsen. Den Vater vermisste er nicht. Er sah ihn manchmal bei kurzen Besuchen oder in den Ferien, aber er blieb ihm fremd. Er passte nicht in ihre Welt, in die stille, zärtliche Welt, in der er mit seiner Mutter lebte. Der Vater war ein großer, kräftiger Mann, aktiv und lebensstüchtig, er fand nie den richtigen Ton im Umgang mit dem Kind. Die Mutter war ganz anders, eine zierliche, dunkle Frau mit verträumten Augen, alles an ihr war weich und behutsam, ihre Hände, ihre Stimme, ihr Lachen. Von ihr hatte Thomas gelernt, den Gesang der Vögel zu hören, ein Kätzchen ganz sanft im Arm zu tragen, ohne es zu drücken, zu sehen, wie seidenblau der Himmel war, wie verzaubert Bäume im Raureif aussahen, wie wunderschön Musik klang, wie süß eine Rose duftete und wie herrlich es sich lebte im Reich der Träume. Da sie es ihm zeigte, hörte und sah und fühlte er es auch.

Als er elf Jahre alt war, starb seine Mutter und sein Vater nahm ihn zu sich. Er hatte schon längst wieder geheiratet, eine hübsche, blonde Frau, die gut zu ihm passte, er hatte mit ihr zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, die nur wenig jünger waren als Thomas.

Von Anfang an fühlte er sich nicht wohl in der neuen Familie. Die anderen waren nicht schuld. Die Frau gab sich alle Mühe, Thomas in ihrem Lebenskreis heimisch zu machen, sie behandelte ihn nicht anders als ihre eigenen Kinder. Sie war sehr tüchtig, eine Frau, die in die Welt passte. Sie half dem Vater im Geschäft, ihr Haushalt lief wie am Schnürchen und die Kinder hatten alles, was sie brauchten. Sie besuchten die höhere Schule, waren gut gekleidet und wohlgenährt, bekamen Taschengeld und so oft wie möglich kümmerten sich die Eltern um sie, am Sonntag oder in den Ferien, denn sonst hatten sie nicht viel Zeit. Sie mussten Geld verdienen, das Geschäft vergrößern, die Lebensansprüche stiegen mit den Jahren, und eine Familie von fünf Köpfen in diesen teuren Zeiten zu erhalten, das kostete einige Anstrengungen. Die beiden jüngeren Kinder wuchsen gesund und vergnügt auf, fröhlich und tüchtig wie die Eltern.

Thomas blieb einsam unter den anderen. Mit seinem neuen Bruder hatte er gemeinsam ein Zimmer, jeder seinen Arbeitstisch, sein Regal, sie spielten wohl zusammen, aber sie kamen sich nicht näher. Natürlich entging es den Eltern nicht, wie fremd das Kind zwischen ihnen lebte, wie selten es lachte und wie traurig es oft dreinschaute. Dann nahm sich der Vater die Zeit, mit ihm zu reden, aber viel kam nicht dabei heraus. Der Vater begriff nicht, was dem Jungen fehlte, dass es nichts war als ein wenig Liebe und Verständnis. Ein Fußball oder ein Ausflug mit dem Auto müsste ihm Freude machen, dachte er, genau wie den anderen Kindern auch. Doch Thomas sagte nur artig ›Danke‹, der Ausdruck seiner Augen veränderte sich nicht.

»Der Bub müsste mehr Sport treiben«, sagte der Vater zu seiner Frau. »Er ist viel zu zart. Gar kein richtiger Junge. Aber das hat sie aus ihm gemacht. Sie war genauso. Sie lebte immer in den Wolken, nie auf der Erde.«

Man schickte Thomas in einen Sportklub, wo er mit anderen Jungen turnen und Ballspielen sollte. Er tat alles, was man von ihm verlangte, war nicht einmal ein schlechter Sportler, bei einem Schulfest holte er sich sogar den ersten Preis im 100-Meter-Lauf, was seinen Vater außerordentlich erfreute. Aber es änderte dennoch nichts an seinem Wesen. Am liebsten war es ihm immer noch, wenn er still in einer Ecke sitzen und lesen konnte. Seinem Vater wurden die Bücher ein Gräuel. Manchmal wurde er ungeduldig. »Ich mag keinen Sohn, der ein Stubenhocker ist«, sagte er dann wohl. »Das Leben stellt heute andere Anforderungen. Man muss wach sein und tüchtig und immer ganz da. Verstehst du, Thomas, immer ganz da.«

Dann sah Thomas ihn aus seinen großen Augen an und nickte. Fortan versteckte er die Bücher, wenn die Eltern kamen. In der Schule war er nicht schlecht. Auch nicht sehr gut, gerade guter Durchschnitt. Er wurde stets versetzt, seine Zeugnisse boten kein Ärgernis. Freunde hatte er keine.

Aber nun hatte er den Garten. Im Laufe des Sommers schuf er sich dort eine eigene Welt. Er schleppte heimlich Gegenstände von zu Hause fort und richtete sich damit ein. Zuerst ein Kissen, dann eine Decke und natürlich seine Bücher. Dann lag er im Gras und las oder träumte in den Himmel hinauf. Seine Brote, die er für die Schule mitbekam, hob er auf, um sie dann hier zu essen.

Manchmal leistete er sich eine Flasche Limonade oder eine Coca-Cola. Die Vögel nahmen an seinen Mahlzeiten teil. Und da es so viele waren und da sie ganz zutraulich wurden, reichte sein Proviant nie aus, fast bekam er selbst nichts mehr. Er begann, zu Hause alle Reste einzusammeln und mitzunehmen. Mit der Zeit hatte er einen kleinen Haushalt beisammen.

Nachdem es das erste Mal tüchtig geregnet hatte, erkannte er die Notwendigkeit, ein Dach zu zimmern. Er sammelte Holz, das noch auf dem Grundstück herumlag, anderes brachte er von draußen mit, er brachte einen Hammer und Nägel und bastelte in mühsamer Arbeit ein kleines Schutzdach, das er über einem Mauerwinkel anbrachte. Darunter verstaute er, ehe er ging, seinen kostbaren Besitz.

Eine alte Zeltplane, die er im Keller gefunden hatte, hing von dem Dächlein herab und schützte alles vor Regen und Wind.

Manchmal, wenn es regnete, hockte er darunter und schaute nachdenklich in seinen Garten hinaus, der auch noch schön war, wenn silberne Regenschleier um die Sträucher wehten.

Natürlich fiel es zu Hause auf, dass er fast den ganzen Tag nicht da war. Dann sagte er, er sei bei einem Freund oder im Sportklub gewesen, oder er sei zum Baden gegangen, er schwindelte ganz selbstverständlich. Er hätte das Blaue vom Himmel gelogen, um sein heimliches Paradies vor den anderen zu schützen. Aber niemand ging der Sache auf den Grund. Die Eltern waren viel zu beschäftigt.

Das Schwierigste war stets der Eintritt und der Austritt vom Garten. Denn wenn es auch eine ruhige Straße war, so belebt war sie doch, dass immer jemand kam. Er hatte sich die

Büsche hinter der Mauerlücke so zurechtgestutzt und nur das vordere dichte Strauchwerk stehen lassen, dass er jedes Mal leicht und schnell hineinschlüpfen konnte. Aber er musste doch immer abwarten, bis die Straße einmal ganz leer war. Lange Zeit hatte er befürchtet, dass ihn aus dem gegenüberliegenden Haus jemand beobachten könnte, aber niemals sah er ein Gesicht am Fenster, das nach ihm spähte. Am meisten war er auf der Hut vor seinen Altersgenossen. Sie durften auf keinen Fall wissen, wo er hinging. Manchmal versteckte er sich regelrecht vor seinem Bruder und den Kameraden oder lief in eine andere Richtung, um sie zu täuschen. Dies alles gab dem Ganzen einen abenteuerlichen Anstrich, der es nur noch verlockender machte.

In den Ferien fuhr er immer mit den Geschwistern zu Verwandten aufs Land. Diesmal gab es bei ihm Tränen. Er wollte nicht mitfahren, aber er sagte nicht, warum. Die Eltern standen vor einem Rätsel. Natürlich nutzte es ihm nichts. Drei endlose Wochen blieb er seinem Paradies fern.

Umso seliger war er, als er wiederkam. Erst hatte er Angst gehabt, es könnte sich inzwischen alles verändert haben. Aber nein, alles war wie zuvor, still und einsam, nur von fern hörte man den Straßenlärm. Die kleine Insel lag fernab von der Welt.

Er war glücklich, in einem so unbeschreiblichen Hochgefühl, als sei er nach langer Irrfahrt in die Heimat zurückgekehrt. Er bildete sich ein, auch die Vögel freuten sich, ihn zu sehen, sie kämen ihm entgegen und fragten: »Wo warst du so lange?« Er fütterte sie, redete mit ihnen und lag dann wieder im Gras, schmökerte in seinen Büchern, allein in seinem verwunschenen Garten.

Es wurde Herbst, es wurde Winter. So lange es ging, kam er nach wie vor jeden Tag, wickelte sich in seine Decke und sah den Bäumen zu, wie sie sich in goldene Gewänder hüllten und schließlich ihre Blätter verloren. Der Boden war bedeckt mit Laub, es roch bitter und traurig nach Herbst, doch es war ganz windstill, der Himmel so hoch und zart gefärbt wie nie. Sterben war schön, wenn man so sterben konnte, wie der Sommer starb. Mehr noch als sonst musste er an seine Mutter denken. War sie so gestorben? Hier, in dem Garten, war sie immer bei ihm. Es war ihr Garten genauso wie seiner.

Dann regnete es lange Zeit, das Paradies sah windzerzaust und trübe aus, kläglich hockten die Vögel in den Sträuchern und froren. Nachdem Schnee gefallen war, wurde es wieder besser. Alles war natürlich anders als im Sommer, doch nicht weniger schön, noch leiser als zuvor, noch versunkener. Er konnte nicht mehr stundenlang hier sitzen, aber er kam jeden Tag, um die Vögel zu füttern. Er ging nicht ins Kino und kaufte sich keine Süßigkeiten, fast sein ganzes Taschengeld verbrauchte er, um Vogelfutter zu kaufen. Es waren ja so viele, und es wurden immer noch mehr.

Eines Tages entdeckte er Spuren im Schnee, die nicht von ihm stammten. Spuren vom Fuß eines Erwachsenen. Er erschrak zutiefst. Lautlos durchschlich er das ganze Grundstück, aber niemand war zu sehen. Und nichts fehlte. Wer mochte hier gewesen sein? Jedes Mal, wenn er in nächster Zeit kam, suchte er nach neuen Spuren, aber er sah niemals wieder welche.

Im Januar erkältete er sich, er bekam eine Grippe und durfte längere Zeit nicht aus dem Haus. Er war todunglücklich. Was würden die Vögel machen? Sie würden nicht begreifen, warum er nicht kam.

Sobald er gesund war, führte sein erster Weg in den Garten. Eine große Tüte Vogelfutter hatte er zuvor gekauft. Aber die Vögel saßen auf dem Boden und pickten, als er kam. Sie hatten bereits Futter. Thomas konnte sich nicht erklären, woher.

Der Winter ging zu Ende, der Frühling kam und dann ein neuer Sommer. Und alles war so herrlich wie im Jahr zuvor. Er hatte inzwischen gelernt, ein kleines Feuer zu machen und den Rauch so dünn zu halten, dass man ihn kaum sehen konnte. Aus den Indianerbüchern erfuhr man, wie so etwas gemacht wurde. Zu Hause organisierte er einen kleinen Topf und kochte sich Suppe. Suppe, die man fertig in der Tüte kaufen konnte. Nur Wasser brauchte man dazu, das brachte er sich von zu Hause mit in einer Flasche. Es war die herrlichste Mahlzeit, die er je gegessen hatte, und er gönnte sich in Zukunft öfter dieses Vergnügen. Einmal kochte er sich sogar Pudding. Es dauerte sehr lange und er schmeckte anders als zu Hause. Aber er war trotzdem sehr gut.

Im dritten Sommer hatte er einen Freund. Oder besser gesagt, es sah eine Zeit lang so aus, als solle er einen bekommen. Es war ein Junge, der neu in ihre Schule gekommen war, ein netter, blonder Junge. Da der Lehrplan in seiner früheren Schule ein anderer gewesen war, hatte er anfangs Schwierigkeiten im Unterricht und Thomas half ihm einige Male bei den Schularbeiten, lieh ihm seine alten Bücher und erklärte frühere Aufgaben. Die beiden Jungen freundeten sich an, blieben auch über die gemeinsame Arbeitszeit hinaus zusammen, gingen zum Schwimmen oder Radfahren. Thomas war sehr glücklich darüber, auf einmal einen Freund zu haben. Er vernachlässigte sogar etwas den Garten.

Längere Zeit erwog er ernsthaft, den neuen Freund an dem Geheimnis teilhaben zu lassen. Es wäre schön, zu zweit dort sein zu können, zusammen zu lesen und zu spielen, Schularbeiten zu machen und Essen zu kochen. Es war auch gut für die Vögel, wenn Ablösung da war, falls er wieder einmal krank wurde. Oft war er nahe daran, das Geheimnis auszuplaudern, doch immer wieder hielt er die Worte zurück und überlegte. Schließlich verschob er die Enthüllung auf die großen Ferien. Er würde den Freund als Ferienüberraschung in den Garten führen. Dann hatten sie ja auch mehr Zeit. Aber ehe es dazu kam, schloss sich der Neue an einen anderen Jungen an, noch dazu an einen, den Thomas nicht mochte, weil er so derb und mutwillig war. Es gab keine Möglichkeit, dass die Freundschaft zu dritt fortgeführt wurde. Thomas zog sich zurück. Er war ein wenig betrübt, aber nicht sehr. Der Garten tröstete ihn. Und er war sehr befriedigt, dass er das Geheimnis gewahrt hatte.

Übrigens bekam er in diesem Sommer einen anderen Gefährten. Eines Tages trabte ein Hund auf ihn zu, ein kleiner gelber Hund mit großen braunen Augen, die ihn vertrauensvoll ansahen.

»Nanu«, sagte Thomas, »wo kommst du denn her? Wie bist du denn hereingekommen?«

Der Hund wedelte freundlich mit dem Schwanz und kam noch einen Schritt näher.

»Na komm«, lockte Thomas und streckte dem Gast die Hand entgegen. Der Hund ließ sich streicheln und legte sich dann wie selbstverständlich neben Thomas ins Gras. Dort blieb er den ganzen Nachmittag und wenn Thomas ihn ansprach, tanzte sein Schwanz und die Augen des Tieres blickten verständig und zutraulich, als verstünde es jedes Wort. Er nahm an der Vespermahlzeit teil und es schien ihm vortrefflich zu schmecken. Thomas

hatte befürchtet, er würde die Vögel jagen, die sich angewöhnt hatten, ganz nah heranzukommen und die Krümel aufzupicken. Aber der Hund dachte nicht daran. Er betrachtete die Vögel mit freundlicher Geduld und war sich anscheinend ganz im Klaren darüber, dass sie hier die älteren Rechte hatten.

Nach dem Essen ließ er die Zunge heraushängen und sah sich suchend um.

»Du möchtest Wasser, nicht wahr?«, fragte Thomas. »Haben wir.« Er hatte jetzt immer den Topf und einen Krug auf einem Mauerrest stehen, um Regenwasser aufzufangen, damit er nicht alles von zu Hause heranschleppen musste. Auch war es ja nötig, das Geschirr abzuwaschen, wenn er gekocht hatte.

Der kleine Hund nahm dankbar das gebotene Wasser entgegen, schlabberte es genüsslich und wedelte dann mit seinem Schwanz, als wollte er sagen: Vielen Dank, das Menü war ausgezeichnet.

Als Thomas ging, ging auch der Gast. Nicht den gleichen Weg, sondern durch eine kleine Vertiefung an einer anderen Stelle der Mauer, wo unter dem Boden einige Steine ausgebrochen waren. Er machte keinen weiteren Versuch, Thomas zu folgen, sondern trollte sich in anderer Richtung.

Anscheinend aber hatte es ihm gefallen, denn er kam in Zukunft öfter. Nicht regelmäßig, nicht jeden Tag, aber mindestens vier- oder fünfmal die Woche. Thomas' finanzielle Situation wurde dadurch noch mehr angespannt, denn er musste für den vierbeinigen Freund nun auch für Speise sorgen. Restlos begeistern konnte er den Besucher mit seinen Kochkünsten. Der Hund schwelgte geradezu in den Suppen, die Thomas kochte, und schleckte den Topf bis zum letzten Tröpfchen aus.

Im Winter sah man sich seltener, dann lange überhaupt nicht. Aber im Frühjahr war der Hund fast täglich wieder da. Das blieb so den ganzen folgenden Sommer hindurch. Aber dann blieb er ganz weg. Thomas erfuhr nie, wo er hergekommen und was aus ihm geworden war. Vielleicht war er tot. Oder die Leute, zu denen er gehörte, waren in eine andere Gegend gezogen. Aber er vermisste ihn sehr.

Als Thomas im vorletzten Jahr die Schule besuchte, hatte sich das Verhältnis zu seiner Familie noch immer nicht herzlicher gestaltet. Aber er litt nicht darunter, wahrte einen gewissen Abstand und hatte es gelernt, sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen. Er lebte in seiner eigenen Welt. Er ging viel ins Theater, in Konzerte, noch immer liebte er Musik und Bücher. Und noch immer war er still und ernst, doch schon begann sich eine gewisse Überlegenheit und Souveränität herauszubilden, die wohl darauf beruhte, dass es ihm gelang, Menschen und Dinge mit klaren, verständigen Augen zu sehen, gleichermaßen zu erkennen und zu durchschauen, soweit es mit seinen Jahren möglich war.

Die Erinnerung an die Mutter war kaum verblichen. Es schmerzte nicht mehr so, an sie zu denken, aber sie war dennoch in seinem Leben, wie sie stets darin gewesen war. Keiner der Lebenden konnte ihren Platz einnehmen.

Und auch der Garten war geblieben. Denn merkwürdigerweise, obwohl der Krieg nun schon so lange her war und kaum mehr Ruinengrundstücke in der Stadt zu finden waren – dieser Ort blieb unberührt. Kein Mensch dachte daran, die Wildnis hier aufzubauen und zu roden. Waren die Besitzer tot? Vielleicht aus dem Krieg nicht wiedergekommen? Oder

waren sie erschlagen worden an dem Tag, als das Haus zusammenstürzte?

Manchmal malte Thomas sich aus, es käme plötzlich jemand. Der Mann, der früher in diesem Haus gewohnt hatte, er kam von weit her, aus Amerika oder aus Asien, stand erstaunt vor den Trümmern. Dann wieder träumte er davon, dass es eine Frau sei, eine schöne, blasse Frau, so wie seine Mutter gewesen war. Sie hatte in seinen Träumen bisher in Indien gelebt und kehrte nun zurück in die Heimat, in das stille Haus in dem grünen Garten. Das Haus war nicht mehr da. Aber er würde zu ihr sagen: »Sei nicht traurig, das Wichtigste ist der Garten und die Vögel, und sie sind geblieben. Ich werde dir ein neues Haus bauen.«

Und er errichtete ihr ein kleines Schloss mit einer breiten Treppe, die sie dann herunterschritt in einem langen, hellen Kleid. Sie lächelte ihm zu und sagte: »Ich danke dir, dieses Haus ist viel schöner als das alte. Willst du mit mir darin wohnen?«

Dann nahm er sie in die Arme und küsste sie. Zusammen gingen sie in den Garten, hörten den Vögeln zu und betrachteten die Blumen. Er liebte sie sehr. Fast so sehr, wie er seine Mutter geliebt hatte. Er hatte noch viel mehr Träume. Kunterbunte Gedanken manchmal, Fantastereien, aber auch oft schöne und für sein Alter kluge und reife Gedanken. Mehr als Spielerei zunächst, doch dann mit wachsendem Ernst und Eifer schrieb er manche dieser Geschichten auf. Denn auf einmal wusste er, was er werden wollte: Schriftsteller. Vielleicht sogar ein Dichter.

Bisher hatte er es nicht gewusst. Sein Vater hatte gelegentlich die Frage schon angeschnitten. Bei nächster Gelegenheit sagte Thomas es ihm. »Ich möchte schreiben«, sagte er.

»Wie?«, fragte der Vater verständnislos. »Was meinst du?«

»Schreiben. Bücher schreiben. Ich möchte Schriftsteller werden.«

Der Vater lächelte.

»Das ist kein Beruf, der einen Mann ernährt. Das ist dummes Zeug. Du wirst etwas Ordentliches lernen. Du kannst in das Geschäft eintreten. Du kannst meinetwegen studieren. Es gibt viele Berufe, in denen es ein tüchtiger Mann weit bringen kann. Aber Schriftsteller! So ein Unsinn. Das ist noch all das unnütze Zeug, das dir deine Mutter in den Kopf gesetzt hat.«

»Sag nichts gegen meine Mutter«, flammte der Junge auf, die sonst so scheuen Augen zornig und hell. »Sie war der beste und klügste und liebste Mensch für mich. Und ist es geblieben.«

Der Vater schwieg. Dann drehte er sich um und ließ Thomas stehen. Von Berufsplänen sprachen sie nicht mehr. Und Thomas hätte nie mehr gesagt, was er sich wirklich wünschte. Er würde studieren, wenn sie es wollten. Aber später Bücher schreiben.

Da er auf einmal ungeduldig war, dies zu tun, begann er einen Roman zu schreiben. Natürlich schrieb er ihn im Garten, an den langen Nachmittagen, in der tiefen Stille und Abgeschlossenheit, die ihn umgab. Es war eine tragische Geschichte, von Heldentum und Edelmut war die Rede darin, von Liebe, von einer Frau, die wie seine Mutter war, von einem Mann, der sie nicht verstand, und von einem anderen, der sie liebte. Das Schreiben beglückte ihn, er war manchmal wie in einem Rausch. Es war ein ganz neues, herrliches Lebensgefühl.

Er trank keine Limonade mehr dazu und kochte keine Suppe, er machte sich Nescafé, manchmal kaufte er sich eine Flasche Wein, er rauchte jetzt schon, er sann und er träumte.

Als der Roman schon viele Seiten hatte, kam etwas dazwischen. Er verliebte sich das erste Mal in seinem Leben. Das Mädchen war die Schwester eines Schulkameraden, nur ein Jahr jünger, ein hübsches, kokettes kleines Ding, große Augen hinter dichten Wimpern, eine kecke Stupsnase, lange braune Locken. Sie trug mit Vorliebe Jeans und bunte Pullover und bewegte sich darin mit der bewussten Anmut einer kleinen Frau.

Nicht alle Jungen hatten so hübsche Schwestern und die Kleine, Tessy hieß sie, hatte daher eine Menge Verehrer. Was ihr gerade an Thomas gefiel, war auf den ersten Blick nicht ganz verständlich, denn er lachte und scherzte nicht wie die anderen, lud die Mädchen nicht zum Eisessen ein oder zum Motorradfahren, schon gar nicht abends zum Tanzen. Vielleicht aber gefiel es ihr, dass er so anders war als die anderen, und vielleicht spürte sie mit sicherem weiblichen Instinkt, dass hinter seiner Verschlossenheit und seinem Ernst bereits mehr Männlichkeit steckte, Reife und Verstand, als es die anderen mit ihren frechen Händen und ihren scheinbar wissenden Worten vortäuschen wollten.

Sie erwählte ihn mit der Sicherheit heutiger Mädchen zum Favoriten. Er durfte sie begleiten, sie einladen und schließlich küssen. Für Thomas war auch das wieder ein neues Leben, eine neue Welt, ähnlich wie damals die Entdeckung des Gartens. Und mit der Intensität, die ihm innewohnte, ergriff er von der Liebe Besitz und diese von ihm. Er war glücklich. Aber es dauerte nicht lange. Denn er hatte bald den verhängnisvollen Wunsch, das Liebste, was er auf der Welt besaß, Tessy und den Garten, zusammenzubringen. Nach vielen geheimnisvollen Andeutungen und Vorbereitungen, mit denen er sie sehr neugierig machte, nahm er sie eines Nachmittags in den Garten mit.

Es war schon Ende September, ein milder lichtblauer Herbsttag, die Bäume noch kaum verfärbt und so warm, dass man ohne Weiteres im Freien sitzen konnte. Er hatte alles sorgfältig vorbereitet, Kaffee gekauft und Kuchen, frisches Wasser geholt, Zigaretten, der Platz im Gras war aufgeräumt, ein Tuch für die Kaffeetafel ausgebreitet.

Sie folgte ihm gespannt durch die Sträucher und bestaunte alles, was sie sah. »Wie reizend! Hier steckst du also immer. Und die Jungens wundern sich die ganze Zeit, wo du immer bist.«

»Du darfst es natürlich niemand erzählen.«

»Natürlich nicht. Darfst du denn das? Einfach hier sein?«

Er zuckte die Achseln. »Warum nicht? Bis jetzt hat es mir noch niemand verboten.«

»Wem gehört das Grundstück?«

»Ich weiß es nicht.«

Mit dem praktischen Sinn der Frau suchte sie sofort nach Tatsachen.

»Es muss doch jemand gehören. Es ist ein gutes und teures Grundstück. Sicher stand hier mal ein schickes Haus. Einen Besitzer muss es geben. Wenn es niemand gehörte, hätte es die Stadt längst bebaut oder verkauft oder so.« Sie lachte übermütig. »Eines Tages wird der Besitzer kommen und dich hinauswerfen.«

Thomas kochte Kaffee, er besaß nun schon allerhand Übung darin, und sie sah ihm interessiert zu. Später lagen sie nebeneinander im Gras, sie auf dem Rücken, er

aufgestützt neben ihr, in ihren Anblick versunken. Er konnte sie immer wieder ansehen, die weiche Rundung der Wange, die samtzarte Haut, der bewegliche volle Mund, lächelnd, schmollend, plaudernd, die Form ihrer Lippen, die er liebte. Dann die Augen, blaugrau hinter den langen Wimpern, die sie manchmal kokett senkte, die Art, wie sie die Stirn krauste zum Nachdenken, und schließlich das weiche volle Haar, in das er so gern sein Gesicht legte. Ein Wunder war dieses kleine Frauenwesen für ihn. Er liebte sie unbeschreiblich. Das Glück, nun einen Menschen zu besitzen, nachdem er so lange allein gewesen war, schien kaum fassbar.

Sie hatte es nicht so sehr mit dem ewigen Angucken. Sie hatte es lieber, wenn er sie in die Arme nahm und küsste, dann biss sie ihn mit gespielter Leidenschaft in die Lippen und drängte ihren jungen festen Körper dicht an ihn. Sie hätte ihm wohl kaum Widerstand geleistet, wenn er mehr von ihr gewollt hätte als ein paar Küsse. Aber das wollte Thomas gar nicht, nein, sie war viel zu kostbar und rein für ihn, um an so etwas nur zu denken. Nichts Böses wollte er ihr tun, nur lieb haben, nichts als lieb haben. Später dann vielleicht einmal, später würde dieses Wunder größer werden.

Tessy hatte wenig Verständnis für seine Rücksichtnahme, sie war bereits ein wenig verdorben, die anderen Jungen waren nicht so zurückhaltend, sie mochte es ganz gern, wenn man sie anfasste und wenn sie sich dann wehren konnte. Als ihr das Stillliegen langweilig wurde, stöberte sie ein wenig herum und fand das Manuskript.

»Was ist das?«, fragte sie.

Thomas sprang auf und wurde rot. »Oh, das – nichts weiter. Gib es her.«

Aber nun war sie natürlich erst recht neugierig. Sie lief rasch von ihm fort, die Beute in der Hand, und blätterte darin herum. Thomas verfolgte sie nicht weiter. Ein wenig war er ja stolz auf sein Werk, wenn er sich auch genierte. Aber warum sollte sie, die er liebte und die zu ihm gehörte, nicht wissen, was ihn bewegte.

»Hast du das geschrieben?« fragte sie.

»Ja.«

»Was ist es denn? Eine Geschichte?«

»Ein Roman«, sagte er nicht ohne Würde.

Sie kam langsam wieder näher. »Du schreibst Romane?«, fragte sie erstaunt und zweifellos mit Respekt. Doch gleich darauf kicherte sie übermütig.

»Es ist nur ein Versuch«, sagte er bescheiden. »Ich möchte einmal Schriftsteller werden.«

»So.« Sie las eine Seite. »Hm, ganz hübsch.«

Sie schob, nicht weiter interessiert, die Blätter wieder zusammen.

»Schriftsteller, so.« Und wie sein Vater fügte sie praktisch hinzu. »Damit verdient man aber nicht viel.«

»Darauf kommt es ja nicht an«, belehrte Thomas sie.

»O doch«, meinte Tessy und nickte nachdrücklich mit dem Kopf, »nur darauf kommt es an. Mein Vater sagt das immer.«

Väter schienen alle gleich zu sein. Ob das die Verantwortung und die Verpflichtung, für die Familie zu sorgen, so mit sich brachte? Dann möchte ich einmal keine Familie haben, dachte Thomas, es muss schrecklich sein, wenn man sich sein ganzes Leben lang nur ums

Geldverdienen kümmern muss.

»Geld ist etwas Schönes«, sagte Tessy versonnen, »ich möchte einmal viel davon haben.«

»Ich möchte nur einen Garten haben wie diesen«, sagte Thomas, »und ein winzig kleines Haus. Und Tiere. Und dann tun können, was ich mag.«

»Auch für ein winzig kleines Haus braucht man Geld«, sagte Tessy sachlich, »überhaupt, wenn ein Garten dabei ist. Grundstücke sind teuer. Und die Baukosten erst. Da musst du schon einen Bestseller schreiben.« Sie lachte und warf sich wieder ins Gras. »Weißt du, so ein Buch, in dem es recht unanständig zugeht. Das lesen die Leute gern. Damit kann man viel Geld verdienen.«

»Dass du immer an Geld denken musst«, sagte er vorwurfsvoll. Ohne Zweifel, eine besondere seelische Übereinstimmung war nicht festzustellen. Aber Thomas vergaß es wieder, als er ihre willigen Lippen küsste und zum ersten Mal eine runde kleine Frauenbrust in seiner Hand fühlte.

»Gehen wir bald wieder einmal her?«, fragte er ein wenig heiser, als er sich verlegen und im Widerstreit mit sich selbst wieder aufsetzte.

Tessy blinzelte zu ihm auf. Ein wenig enttäuscht über seine Bravheit. »Hm«, sagte sie, »vielleicht.«

»Morgen?«

»Morgen nicht. Da hab' ich schon was vor. Vielleicht übermorgen. Wenn das Wetter schön ist.«

Aber übermorgen regnete es und Tessy wollte ins Kino gehen. Sie ging oft ins Kino, mit Freundinnen, aber auch mit anderen Jungen, wie Thomas wohl wusste. Besonders einer aus seiner Klasse, ein großer, blonder, der bereits ein Motorrad besaß und reichlich Taschengeld, wurde auch mit ihrer Gunst bedacht. Thomas war eifersüchtig, wenn er die beiden zusammen sah. Tessy wusste es wohl und sie genoss es.

Und dann eines Tages geschah das Furchtbare. Das Wetter war wieder schön, der Boden würde trocken sein. Thomas ging am späten Nachmittag in den Garten, um alles in Ordnung zu bringen und vorzubereiten, denn er wollte Tessy am nächsten Tag wieder zum Kaffee einladen.

Eigentlich hatte sie an diesem Nachmittag seine Gesellschaft gewünscht, doch da er sich für eine Klassenarbeit vorbereiten musste, hatte er das Rendezvous verschieben müssen. Tessy war ein wenig beleidigt gewesen.

»Wenn dir deine blöde Arbeit wichtiger ist als ich, bitte. Ich kann mich auch anderweitig unterhalten.«

Thomas hatte dazu ein hilfloses Gesicht gemacht. Verstand sie das denn nicht?

Als er zum Garten kam, bemerkte er gleich, dass die Zweige an der Mauerlücke nicht ruhig und geordnet lagen wie sonst. Und kaum war er im Garten, hörte er schon die Stimmen. Tessy sprach. Dazwischen klang Gelächter. Das Herz blieb ihm fast stehen vor Entsetzen. Leise schlich er näher und was er sah, war so furchtbar, so unglaublich, dass er meinte, die Erde müsse sich auftun und ihn verschlingen. Tessy stand auf einem Stein, hatte sein Manuskript in der Hand und las daraus vor. Mehrere Jungen saßen um sie herum im Gras und wieherten vor Vergnügen.

»Ich liebe dich«, las Tessy mit Pathos, »du bist wie der sehnsüchtige Heimwehtraum eines Verbannten, wie ein Stern, der eine tiefe Dunkelheit erleuchtet.«

»Hach!« und »Hu! Hört! Hört!« schrien die Jungen und kugelten sich vor Gelächter im Gras. »He! Tess!«, schrie Peter, Thomas' Nebenbuhler, »hast du Modell gestanden für dieses Epos?«

Was nun über Thomas kam, war wie ein Krampf, wie ein Anfall. Seine Gedanken, sein Verstand setzten aus. Er hätte morden können in diesem Moment, und er wollte es auch. Mit einem wilden Schrei brach er aus dem Gebüsch und stürzte sich auf die Spötter, riss Tessy das Manuskript aus der Hand und stieß sie von dem Stein.

Dann drang er ungestüm auf die anderen ein und schlug und boxte und kämpfte blindlings und verzweifelt, er, der nie ein Schläger und ein Kämpfer gewesen war, nicht in seinen wildesten Bubenjahren.

Die anderen waren zunächst verblüfft, noch ganz aufgelockert und verspielt in ihrem Gelächter und in ihrem Spaß, und wehrten sich erst nur mit halber Kraft. Aber als harte Schläge sie trafen, merkten sie, dass es ernst war, und schlugen zurück. Natürlich war Thomas der Übermacht nicht gewachsen. Tessy, die zunächst das Gefecht mit Genuss betrachtet hatte, wollte sich einmischen, als sie sah, dass Thomas blutete und ein paar Mal zu Boden ging. Aber er stieß sie wild zurück. »Mach, dass du fortkommst«, schrie er, »oder ich bringe dich um.«

Thomas blieb allein in seinem zerstörten Paradies zurück. Die anderen waren schließlich schimpfend und grölend von dannen gezogen. In halber Bewusstlosigkeit lag er auf dem Boden, Blut floss ihm aus der Nase, ein Auge war dick geschwollen. Aber aller äußerer Schmerz war nichts gegen den Schmerz, gegen den Hass und die Verzweiflung in seinem Herzen. Das Manuskript lag zerrissen und zerfleddert, in alle Winde zerstreut, aufs Neue von Trümmern war der liebliche Platz bedeckt, und sogar die Vögel waren verstummt und hockten ängstlich in den Zweigen. Mühselig stand er schließlich auf. Nur fort von hier, nur fort. Und nie mehr würde er zurückkehren. Halb blind, Blut im Gesicht, hinkend, kroch er durch die Mauer. Aber kaum war er draußen, wurde ihm übel und er sank zu Boden.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf einem harten Sofa in einem halbdunklen Raum, ein feuchtes Tuch auf der Stirn, eine Kompresse auf dem Auge. Er brauchte Minuten, um sich zu besinnen. Dann wollte er sich aufrichten.

»Bleiben Sie nur liegen«, sagte eine freundliche Stimme. »Sonst fängt die Nase wieder an zu bluten.«

Er versuchte mit einem Auge zu erkennen, wo er sich befand und wer zu ihm sprach. Da kam die Gestalt schon in sein Blickfeld, ein großer hagerer Mann in einem weißen Arztmantel. Er hatte ein Glas in der Hand, beugte sich herab und hielt es Thomas an die Lippen. »Hier, trinken Sie das.«

Thomas trank. Es schmeckte bitter und brannte im Hals.

»Scharf und bitter wie die Erfahrung und wie die Erkenntnis«, sagt der Arzt. »Aber wenn man getrunken hat, wird einem wohler.«

Wirklich wich der Schmerz aus Thomas' Kopf und ein leichtes schwereloses Gefühl breitete sich in ihm aus und wärmte ihn.